

der Firma, die sie bei reinlicher Gewaltenteilung doch nur vermitteln sollte.

Geradewegs zusammengebrochen ist der Kunstauktionsmarkt durch die jüngsten Rückschläge noch nicht. Den Mißerfolgen stehen auch etliche saftige Verkäufe gegenüber, sogar Rekorderlöse wie der 8,4-Millionen-Dollar-Preis für einen gezeichneten „Blumengarten“ van Goghs, der bei Christie's in New York versteigert wurde. Unverkauft blieb bei gleicher Gelegenheit ein Stillleben-Gemälde desselben Künstlers. Es reicht freilich nicht, so wenig wie die Landschaft der Elizabeth Taylor, an jenes ausdrucks mächtige Van-Gogh-Porträt heran, das erst im Mai den Wahnsinnspreis von 82,5 Millionen Dollar erzielt hat (SPIEGEL 21/1990).

Weniger spektakuläre Ware geht derzeit, wenn überhaupt, häufig nur bei reduzierten Preiserwartungen weg. Eine Hauptbeschäftigung der Auktionatoren: der Einlieferer-Klientel überhöhte Mindestforderungen („Limite“) auszureden. Während bislang immer höhere Preise immer mehr Kunst auf den Markt saugten, die dann wieder neue Spekulanten mit Hoffnung auf raschen Gewinn anlockte, könnte sich nun der Schneeballeffekt erst einmal in umgekehrter Richtung bemerkbar machen: Zurückhaltung bei den Käufern zügelt auch die Hektik der Verkäufer.

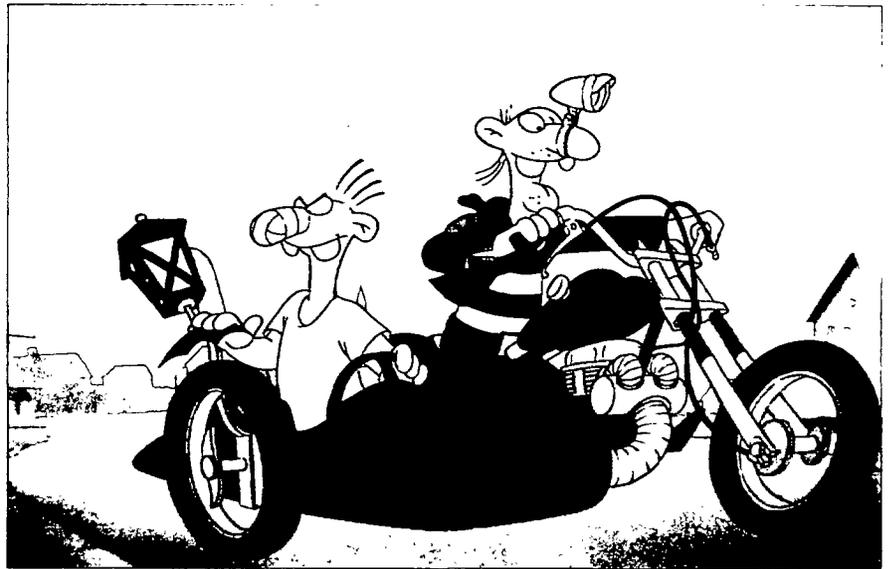
Der Wandel kommt, soweit sie nicht auf überbeuert eingekaufte Ware sitzen, den Galeristen zugute, deren Geschäfte mehr im Diskreten blühen und denen auch an einer Dauerkundschaft mit begrenzter Schatulle gelegen sein muß. Die Auktionshäuser, so sieht es etwa der Kölner Händler Karsten Greve, hätten seine Zunft „an die Wand zu drücken“ versucht. Nun begrüßt er den Dämpfer für „spekulative Elemente“. Und sein Kollege Bogislav von Wenzel nennt den akuten Preisrückgang schlicht ein „Gottesgeschenk“.

Kino

Binärer Blödsinn

„Werner – beinhart“. Spiel- und Zeichentrickfilm von Niki List. Deutschland 1990. 93 Minuten; Farbe.

Ganz weit droben im Norden Deutschlands, wo sich Stoltenberg und Engholm gute Nacht sagen, wo die Sprache am plattesten, die Menschen aber bekanntlich so helle sind, da ist auch Werner zu Hause. Zwei Dinge hat er immerhin im Kopf, seine „Schüssel“, das Motorrad, und den „Bölk-



Elchinger-Film „Werner – beinhart“: Krachdummer Plopp

stoff“, sein Bier, am liebsten das mit dem Bügelverschluß, weil es beim Öffnen so schön plopp.

Ganz unten in Deutschland, wo Schwabing in den Balkan übergeht, residiert eine Werner gleichgesinnte Seele, der Filmproduzent Bernd Eichinger. Nachweislich beherrscht er sogar mehr als zwei Wörter, doch ist auch er binär kodiert, am liebsten sind ihm „Weiber“ und „Hollywood“.

Mit dem Kopf ist Bernd schon eine ganze Zeit in Kalifornien, aber leibhaftig steckt er noch immer in einer den 41jährigen Bauch zwickenden 501-Levi's, hockt, eingerahmt von Lisa und Barbara oder Hannelore und Jane, in München herum und starrt eisig-eisig ins große leere Nichts.

Bernd kommt nicht los von seiner Jugend. Wenn er an die zurückdenkt, macht er Fehler. Aus lauter Nostalgie hat er sich letztes Jahr einen Traum er-

füllt und Hubert Selbys Roman „Letzte Ausfahrt Brooklyn“ noch einmal gelesen.

Die Begeisterung über Bernds Jugendlektüre-Erlebnisse hielt sich in voraussehbaren Grenzen; in den USA, wohin er seine Selby-Verfilmung wie ein EG-Butterhändler reimportiert hatte, wollte man nichts davon wissen.

Aber Bernd ist ja noch nicht so alt, er weiß schon, wie man berufsmäßig jung ist und damit einen erfolgreichen Film hinkriegt, der die „Otto“-Blödeleien und den Lorient-Flachsinn mühelos unterbietet.

Bernd engagierte den ostmärkischen Regisseur Niki List („Müllers Büro“), ein gutes Hundert Trickfilmzeichner und Rötger („Brösel“) Feldmann, den Erfinder von Werner. In ihrer Film-Werkstatt schraubten sie die acht bisher erschienenen Werner-Bücher auseinander und schmissen die Teile wieder irgendwie zusammen. Damit sich das Ganze nicht gar zu altbekannt ansieht, ließen sie sich von Ernst Kahl (früher beim „Bestiarium perversum“) ein krachdummes Drehbuch drumherumstricken, und fertig war der Film: „Werner – beinhart“.

Verglichen mit dem „Namen der Rose“ und der „Unendlichen Geschichte“, die Bernd Eichinger zuvor produziert hat, war der 93 Minuten lange Werner-Stripspottbillig: Was sind schon acht Millionen, wenn man eigentlich Cecil B. de Mille und David O. Selznick in einer Person sein möchte?

Aus lauter Kummer über den Mißerfolg seiner „Letzten Ausfahrt“ gab Bernd über sein halbamtliches Verlautbarungsorgan, die Münchner *Abendzeitung*, kund und zu wissen, daß es ihm in Deutschland zu provinziell zugehe, Hollywood sei sein Ziel: „Warum sollte ich mich mit weniger begnügen als diesem Weltspitzen-Niveau?“ Auswandern



Produzent Eichinger Mindestens Weltpizze

wollte der Bernd, ganz groß rauskommen in Amerika. Nur langt es halt hinten und vorne nicht zum Film-Mogul, allenfalls zum reservierten Tisch bei „Schumann's“. Mit Hollywood hat's nicht geklappt, aber was immer funktioniert, ist ein Prolo-Humor, der es in Deutschland nie besser hatte. 800 000 Zuschauer haben den Film-Werner in der ersten Woche ertragen und damit zum erfolgreichsten Filmstart 1990 befördert.

Zur Bekräftigung und um eine Handvoll filmfremder Produkte (darunter sein eigenes Bier) zu plazieren, tritt Rötger-Brösel selber auf, spielt sich selber und macht sich selber fertig: Wenn die Zeichen-Figur mit dem phallischen Zinken und dem lispelnden Vorbiß noch einen kleinen, wenn auch bescheidenen Witz hatte, ist der im Film längst dahin.

Werner hat, als wäre er nie über die südholsteinische Urhorde hinausgekommen, nur den bekannten Sinn für Saufen, Kotzen usw., damit für jeden Kalauer, der sich daraus abzapfen läßt. Frauen dürfen in diese Männerwelt nur als keifende Treppenreinigerinnen, fette Oberschwester und lüsterne Likör-Süchtige hinein.

Und so brettet Werner mit seiner hochfrisierten „Horex“ durch die Welt und Eichingers Film, ärgert TÜV-Beamte und Polizisten, Handwerker und langweilige Autofahrer und landet regelmäßig zum Abfüllen in einer Imbißbude.

Dieser Humor ist von derart gnadenloser Schlichtheit, daß „Werner – beinhart“ einfach gewinnen mußte. Der Auswanderer Eichinger hat damit endlich heimgefunden, dorthin, wo er hingehört, in die tiefste Provinz – nach Deutschland.

Willi Winkler

Tödlicher Seitensprung

„Aus Mangel an Beweisen“.

Spielfilm von Alan J. Pakula. USA 1990. 127 Minuten; Farbe.

Die Kamera fährt durch einen leeren, hohen, holzgetäfelten Gerichtssaal von gewaltigen Dimensionen, durch den die Stimmen aus dem Off hallen, als kämen sie direkt aus dem Munde der Justitia, die als gewaltige Statue hinter dem Richtertisch thront.

Alan J. Pakulas Film beginnt mit dem altbackenen Pathos, das schon ungezählte Justiz- und Gerichtssaalfilme mit der nötigen Spannung („Einspruch,

Euer Ehren!“) und der nötigen Moral aufgeladen hat.

„Aus Mangel an Beweisen“ („Presumed Innocent“), nach dem Justiz-Thriller des Anwalts Scott Turow gedreht, hat einen Staatsanwalt zum Helden, der in den Verdacht gerät, eine Staatsanwältin ermordet zu haben, die mal kurz leidenschaftlich in seinen Armen stöhnte und ihn dann verstieß.

Der Staatsanwalt ermittelt in einer Mordsache und stößt auf sich selbst – der wievielte Ödipus-Aufguß mag der Film in seinem ersten Teil sein? Doch geht es Pakula um mehr: Er will die politische und moralische Korruption brandmarken, die das amerikanische Justiz- und Polizeisystem doch so offenkundig angegriffen hat.

Der statuarische Harrison Ford, der den Staatsanwalt vor Gericht mit jener



Pakula-Film „Aus Mangel an Beweisen“* Puritanische Justitia

Miene spielt, aus der trotzige Helden-gesichter geschnitzt sind, nämlich gerät auch in die Mühlen und aus den Mühlen der Justiz, weil hohe Polizisten an ihre Wiederwahl denken und Richter ihre Bestechlichkeit vertuschen müssen.

Aber sosehr der Film hier mit forensischen Finten arbeitet und kriminalistische Überraschungen aus dem Hut zaubert – in Wahrheit läuft das in geölter Routine inszenierte Gerichtsspektakel auf die alte puritanische Moral hinaus, daß Untreue sich furchtbar rächt. Dem Seitensprung aus niedrigen sexuellen Motiven droht im US-Kino à la Pakula immer noch die Todesstrafe. Der Film kriegt raus, wer sie, als Täter getarnt, verhängen darf.

Hellmuth Karasek

Kastraten

Scheinheiliger Kunst-Griff

Jahrhundertlang waren Kastraten die Stars der europäischen Kultur. Tausende von Knaben ließen sich für die Musik verstümmeln.

Wenn der „Engel von Rom“ seine Stimme erhob, wurden die Zuhörer in „seliges Entzücken“ versetzt, und das ausgerechnet in der Sixtinischen Kapelle im Vatikan. Urheber der Befriedigung war ein gewisser Alessandro Moreschi. Der Engelhafte hatte nur einen winzigen Makel: Er war Kastrat. Der letzte – zugleich der einzige, von dem Aufnahmen erhalten sind. Sie entstanden 1902 und 1904 im Vatikan. Eine dem einst berühmten Hochtöner gewidmete CD ist jetzt auf dem Markt.

Als Moreschi, zuletzt Leiter des päpstlichen Chores in der Sixtina, 1922 63jährig starb, ging eine zweischneidige Epoche der Musikgeschichte zu Ende, ein finsternes Kapitel, in dem die katholische Kirche ungestraft ihre messerscharf kalkulierte Doppelmoral praktizieren durfte.

Denn immer wieder hatten Päpste seit 1587 zwar Kastration mit Exkommunikation oder Todesstrafe belegt, gleichzeitig aber mit Wonne die Ent-

mannten für ihre Chöre oder als Solisten engagiert.

Schuld an der Doppelstrategie hatte kein anderer als der Apostel Paulus, nach dessen biblischem Verdikt die Frauen in der Kirche zu schweigen hatten.

Die katholische Kirche, seit der Erfindung der unbefleckten Empfängnis mit besonderer Vorliebe allem Keuschen zugegan, wollte sich den Wohlklang engelsgleicher, geschlechtsloser, dabei aber tragfähiger Stimmen nicht entgehen lassen. Kurzerhand griff man auf eine seit der Spätantike geübte Praxis zurück: Das in klerikalen Ohren zu tief tönende Übel wurde bei der Wurzel gepackt.

Noch vor der Pubertät büßten sangesstarke Knaben in schmerzhafter, dilet-

* Harrison Ford, Greta Scacchi.